

Kontext

Der zweite Bund des Bieler Tagblatts

Titelgeschichte

Die Zelte von Yammoune

Der Libanon stürzt aktuell in eine Wirtschaftskrise ungesehenen Ausmasses. Gleichzeitig leben im Land so viele Geflüchtete pro Kopf wie nirgendwo sonst. Was passiert mit einem Dorf in der Krise, wenn an seinem Eingang ein Flüchtlingscamp steht?



Im Flüchtlingscamp in der Bekaa-Ebene vor dem Ortseingang von Yammoune stehen rund 80 Zelte für geflüchtete Syrerinnen und Syrer.

Text: Sebastian Sele
Bilder: Jojo Schulmeister

Der Mann hat Stummel dort, wo einst Zähne waren, und eine Aussicht, die in Museen hängen könnte: Unten, in der Ebene, kontrastiert das schimmernde Blau des Sees das staubige Beige der trockenen Hügel. Ein paar Höhenmeter näher erzählt die steinerne Kapelle schweigend eine Geschichte von Jahrhunderten und Religionen. Und auf dem Tisch direkt vor ihm trüft der Zucker aus den Baklavas und schwappt der Rosensirup in den Gläsern. Und doch, trotz der Süsse, trotz der Idylle, hört der Mann nicht damit auf, sich zu beklagen. «Sie rauben dich aus», sagt er einmal, und wenig später: «Sie ermorden dich.»

Auch den Auslöser für seine Angst findet man in der Aussicht. Schwenkt man den Blick weg vom Sitzplatz, weit hinter die Kapelle, hinter den See, erkennt man am gegenüberliegenden Ende des Talkessels weisse Punkte. Neben der Strasse, die sich aus dem

Dorf hinaus den Hügel hoch schlängelt, reihen sie sich in Parallelen aneinander. Stück für Stück für Stück. 80 sollen es insgesamt sein. Und, davon ist der Mann überzeugt, damit 80 zu viel. Denn die Punkte sind erst in zweiter Linie Punkte und in erster Linie Zelte, in denen seit einigen Jahren syrische Geflüchtete leben.

Kein anderes Land der Welt hat mehr Geflüchtete pro Kopf aufgenommen als der Libanon: 200 000 Palästinenser leben seit Jahrzehnten hier, mit dem Krieg in Syrien kamen geschätzt 1,5 Millionen Syrer hinzu. Anders als damals, als die Palästinenser kamen und nicht mehr gingen, setzt die libanesische Regierung heute nicht mehr auf zentralisierte Camps. Die Syrer leben in den verlassenen Häusern und den Strassen der Städte, und sie verteilen sich auf Hunderte selbstorganisierte Lager ausserhalb der Dörfer. Wie viele es davon gibt? So genau weiss das niemand. Klar ist nur: Es sind viele. Und dass den Gästen immer wieder zu verstehen gegeben wird, dass sie wirklich nur Gäste

sind. 2017, als das Land über mögliche Einbürgerungen für die geflohenen Syrer diskutierte, kommentierte der damalige Aussenminister Gebran Bassil die Debatte bezeichnenderweise mit: «Rassismus gehört zur libanesischen Identität.»

Mehr als jeder Dritte der Geflüchteten lebt dabei in der Bekaa-Ebene – bekannt für ihre Oliven, ihren Käse und ihre römischen Ruinen. Und hier, hinter den Hügeln der Ebene, etwas abseits in einem Dorf mit einer Kapelle, einem See und einer malerischen Aussicht steht eines dieser Camps.

Das Camp von Yammoune.

Unerwartete Gäste

Jamal Chreif, der Bürgermeister von Yammoune, sitzt beim Kaffee im Schatten eines Baumes. «Wir haben nicht erwartet, dass die Syrer kommen», sagt er in so akzentreichem wie klarem Englisch, das Haar ergraut, das blaue Polo-Shirt ausgebleicht und aufgeknöpft. Um zu erklären, wie es zu dieser Überraschung kam, holt er aus.

«Wir haben nicht erwartet, dass die Syrer kommen.»

Jamal Chreif,
Bürgermeister von Yammoune

Yammoune, etwa 3000 Einwohner, alle Teil der Familie Chreif, gelegen an einem See mit 2,5 Millionen Kubikmeter Wasser, lebt seit jeher von der Landwirtschaft. Zwei Sorten von Pflanzen seien es, denen die Kombination aus kalten Nächten und Wintern und warmen Tagen und Sommern besonders gut bekämen: Äpfel und Cannabis. Doch alleine konnten die Bewohner von Yammoune ihre Felder nicht bestellen. Früher kamen darum die Afghanen ins Dorf, und seit den 1990ern die Syrer. Etwa 200 Saisoniers halfen beim Anbau, bei der Pflege, bei der Ernte. Und im Winter, da gingen sie wieder.

Doch dann, als 2011 der Krieg kam, blieben auch die Menschen. «Inzwischen habe ich das ganze Jahr über 1200 Syrer hier», beendet Jamal Chreif seinen Exkurs. «Etwa die Hälfte von ihnen sind Frauen und Kinder.» Etwa die Hälfte von ihnen hat damit für den Bürgermeister keinen Mehrwert. Sie sind keine Arbeiter.

Fortsetzung auf Seite 24

Brandheiss

Bis zu 47 Grad Celsius: Südeuropa liegt unter einer extremen Hitzekuppel und kämpft gegen verheerende Waldbrände.

Seite 26

Ambivalent

Haustiere lieben wir, doch weshalb nehmen wir das Leid von Nutztieren in Kauf, fragt sich Jessica Ladanie.

Seite 27

Ausgespielt

Letztes Badminton-Profispiel in Tokio: Sabrina Jaquet spricht im Interview über ihre Karriere und ihre neuen Freiheiten.

Seiten 28 und 29

Rührend

Zartes Kino aus Palästina: «Gaza mon amour» erzählt von einem alten Fischer und seiner grossen Liebe.

Seite 31

Titelgeschichte



Syrische Kinder hüten eine Schafherde am Eingang von Yammoune.

Fortsetzung von Seite 23

Die Syrer, sie wurden für Yammoune zur Belastungsprobe.

Hilfe für die einen

Dabei hatte der Bürgermeister einst wenig zu klagen. 2016 stellte er den neu angekommenen Syrern, die im Dorf in Zelten lebten, grosszügigerweise das Land am Dorfeingang zur Verfügung. 2017 erhielt er ihretwegen gar offiziellen Besuch. Die UN-Agentur Unicef stellte der Gemeinde einen Müllwagen zur Verfügung. In der feierlichen Zeremonie drückte ein Vertreter der Organisation seine tiefste Dankbarkeit gegenüber Jamal Chreif aus. Dafür, dass er sich derart stark für die Bedürfnisse der vertriebenen Syrer einzusetzen wusste.

Doch heute erklärt der Bürgermeister stoisch: «Die Syrer lassen einfach alles in der Strasse liegen und wir sammeln es ein.» Früher, da hätten sie in Yammoune täglich zwei Lastwagen Müll eingesammelt. Heute, da seien es vier. «Und wir Libanesen erhalten keine Hilfe. Die Syrer schon. Alle NGOs helfen nur ihnen.» Dabei könnten auch die Libanesen das Geld gut gebrauchen.

Seit 2019 befindet sich der Libanon in einer unaufhaltbar scheinenden Abwärtsspirale: Erst kam die Korruption,

dann die Inflation, dann die Massen in den Strassen. Touristen blieben fern. Coronavirus. Und das Land ging in einen der striktesten Lockdowns weltweit. Und, als ob das nicht schon reichen würde, um einen von Bürgerkriegen geplagten Staat in den Abgrund zu treiben, erschütterte am 4. August 2020 um 18.07 Uhr Ortszeit zusätzlich die wohl heftigste nicht-nukleare Explosion der Menschheitsgeschichte den Hafen der Hauptstadt Beirut. Hunderte starben. Tausende wurden obdachlos. Fast alle verstanden die Zeichen: Machen wir so weiter, ist das das Ende.

Mittlerweile hat die libanesische Lira mehr als 90 Prozent ihres Wertes verloren. Die Nahrungsmittelinflation betrug zeitweise mehr als 400 Prozent. Mehr als jeder zweite Libanese lebt in Armut – und mehr als neun von zehn Syrern in extremer Armut. Immer öfter müssen sich die zahlreichen im Libanon tätigen NGOs auch um die Libanesinnen und Libanesen kümmern.

Kinderarbeit und Wasserknappheit

In einem Tümpel am Dorfeingang von Yammoune sammelt sich der Müll. Vor dem Zelt, das über jenen der anderen Syrer thront, hängt der Gestank von Urin in der Luft. «Unser Wasser wird knapp», sagt der 52-jährige Hussein Abdul-Aziz, der seinen richtigen Namen

nicht in einer Zeitung lesen möchte. Er sitzt auf einem Teppich im Innern seines Zeltes. Um seinen Kopf herum schwirren die Fliegen. 400 Ziegen- und Schafhirten aus 55 Familien würden hier leben. Sie alle stammen aus einem Dorf in der Nähe des nordsyrischen Raqqa. Hunderttausende flohen aus der Region, als der Islamische Staat dort die Hauptstadt seines Kalifats ausrief. Weitere Abertausende folgten einige Jahre später, als ein Bündnis aus den Syrian Defence Forces und Kurden die Islamisten aus Raqqa vertrieb. Auch Hussein Abdul-Aziz: «Ich bin seit 2017 in Yammoune.»

Jeden Tag, jeweils vor 7 Uhr, würden rund 70 der 400 ihre Köpfe mit Tüchern bedecken, die Geräte packen und in Richtung der Felder fahren. Dort würden sie jäten, düngen und ernten, bis sie gegen 17 Uhr wieder ins Camp zurückkehren. Dazwischen gibt es eine Stunde Mittagspause. «Ich bin zu alt zum Arbeiten», erklärt Hussein Abdul-Aziz. Auf den Ladeflächen der Offroad-Fahrzeuge, die die Arbeitskräfte zu ihren Arbeitsorten transportieren, drücken sich vor allem jene aneinander, die der Bürgermeister als arbeitsunfähig einstufte: die Frauen und die Kinder. «Die Kinder gehen nur mit, weil die Frauen sich sonst um sie sorgen würden», beschwichtigt Abdul-Aziz.

Gemäss humanitären Organisationen sind wegen der zunehmenden Misere aber immer weniger Kinder in den Schulen anzutreffen, und immer mehr bei der Arbeit. Doch egal, wie alt sie sind: Pro Stunde verdienen die Feldarbeiter von Yammoune rund 5000 libanesische Lira, aktuell 0,25 US-Dollar. Zu wenig zum Leben, genug für Konflikte.

Das habe es noch nie gegeben, sagt Hussein Abdul-Aziz. Was er nicht erwähnen will oder kann: Der Lohn für ihre Arbeit wurde kürzlich nur darum von 3000 auf 5000 Lira pro Stunde erhöht, weil sie beim Bürgermeister reklamierten. Und, was er ebenfalls verschweigt: Immer wieder soll es vorgekommen sein, dass Dorfbewohner bewaffnet im Zeltlager gestanden hätten.



Manche Syrer leben im Dorf. Im Gegensatz zu ihren Landsleuten in den Zelten sind sie bereits vor Jahrzehnten hergekommen und werden akzeptiert.

Titelgeschichte



Morgens quetschen sich die Geflüchteten auf einen Pick-up und fahren von ihrem Zeltlager zu den Plantagen, um zu arbeiten.



Männer, Frauen, Kinder: Im Zeltlager der Geflüchteten helfen alle, die arbeiten können, auf den Feldern mit.

ten, um den Syrern klarzumachen, dass sie mehr und besser arbeiten sollen. Waffen sind in der Bekaa-Ebene, die von der Hisbollah und Familien-Clans wie den Chreifs regiert wird, omnipräsent.

Und doch: Andere Dörfer belegen ihre Camps mit Ausgangssperren – wer sich nicht daran hält, droht abgeschoben zu werden. In anderen Dörfern

müssen die Syrer für das Land bezahlen, auf dem sie leben. Und in anderen Dörfern, da wurden Feuer wie jenes, das in einer Dezembernacht 2018 23 der Zelte von Yammoune niederbrannte, einen 46-jährigen Mann und einen achtjährigen Jungen tötete, von Menschenhand gelegt. In Yammoune entzündete sich eine der Benzinheizungen. «Wir pflegen sehr gute Beziehun-

gen zu den Menschen im Dorf», bekräftigt Hussein Abdul-Aziz im Namen der Syrer noch einmal.

Informelle Hierarchie

«Zu den Menschen im Camp haben wir keinen Kontakt», sagt Fatima Elkader, die eigentlich anders heisst, in einem Haus im Dorf. An der Wand ihres Wohnzimmers hängt ein Fernseher, der Mittagsruf des Muezzins dringt durch die geöffnete Tür. Auch Elkader ist Syrerin, auch sie und ihre Familie stehen sieben Tage pro Woche auf den gleichen Feldern. Doch in der informellen Hierarchie, die sich durchs Dorf zieht, steht sie über den Menschen in den Zelten.

Denn hier, im Dorf, geben auch Frauen Fremden Auskunft und die Kinder gehen nicht auf die Felder. Hier stammen sie aus einem Vorort von Aleppo, kamen schon vor Jahrzehnten nach Yammoune. Hier bezahlen sie Miete, tragen zur Gemeinschaft bei. Und dort, im Camp, reden nur die Männer und die Kinder gehen arbeiten. Dort stammen sie aus einem Dorf bei Raqqa, kamen erst vor Jahren. Und dort leben sie auf geschenktem Land in geschenkten Zelten.

Doch trotz aller Unterschiede ist der Grund, warum sie alle in Yammoune sind und bleiben, derselbe. «Hier sind

wir sicher», sagt Fatima Elkader. «Danke Gott, dass wir noch leben.» Noch immer ruft der Muezzin. Von der Decke des Wohnzimmers löst sich der Verputz.

Die immer heftiger werdende Wirtschaftskrise rüttelt derweil an dieser informellen Hierarchie. Einige Syrer haben inzwischen genug Geld, um Land von Libanesen zu mieten. Sie haben das Wissen, um die Felder selbst zu bestellen, die Ernte selbst einzuholen, sie selbst zu verkaufen. Bald seien es die Libanesen, die für die Syrer arbeiten würden, befürchten manche im Dorf.

In den Differenzen vereint

Trotz der Unterschiede und der Differenzen – in einem sind sich fast alle in Yammoune einig: Der kleine Talkessel, 30 Kilometer und eine Hügelkette abseits der Stadt, deren Name auf den Gott der Fruchtbarkeit, des Winds und des Regens zurückgeht, wird vergessen. Die Regierung bringe keine Stabilität, die Vereinten Nationen keine Unterstützung, die Welt kein Interesse. «Das stimmt», gibt ihnen zumindest die libanesische UNHCR-Sprecherin Lisa Abou Khaled recht, «unsere Ressourcen reichen derzeit nur aus, um 80 Prozent aller syrischen Familien mit Geld, Nahrungsmitteln oder beidem zu

unterstützen.» Im Mai, da waren es noch lediglich 69 Prozent.

Auf dem Sitzplatz mit den tiefenden Baklavas und dem schwappenden Rosensirup erklärt der Mann: Alles, was er möchte, ist, seinen Kindern zu ermöglichen, das Land zu verlassen. Und auf der gegenüberliegenden Seite, in einem der Punkte am Hügel, träumt auch ein anderer Mann vom Ausland. Wenn es absolut sicher sei, wenn er nicht mehr an die Minen, die Explosionen, den Islamischen Staat denken müsse, dann möchte Hussein Abdul-Aziz wieder zurück in sein Dorf bei Raqqa. «Doch es muss wirklich sicher sein», betont er. «Ich habe Angst um meine Kinder.»

Bis es so weit ist, bleiben die Syrer von Yammoune hier, wo die Frauen und Kinder den Sommer über auf den Feldern stehen. Und wo im Winter alle hoffen, dass die Zelte die Schneemassen und ihre Körper die Minustemperaturen überleben.

Info: Fotograf Jojo Schulmeister hält am Samstag, 14. August, in der Maison Baobab an der Untergasse 54 in Biel um 17 Uhr einen Vortrag über seine Reise in den Libanon. Weitere Infos sowie die Möglichkeit zur Reservation finden Sie unter www.jojo-schulmeister.ch/libanon



Bürgermeister Jamal Chreif stellte den syrischen Flüchtlingen einst Land zur Verfügung. Nun wünscht er sich nichts mehr, als dass sie wieder gehen.